

## VORWORT

Die vorliegende Arbeit ist ein außerordentliches wissenschaftliches Oeuvre, weil in ihr zum ersten Mal für die Deutsche Gebärdensprache (DGS) in umfassender und theoriegeleiteter Weise ein großer Ausschnitt der für diese Sprache charakteristischen Verfahren und grammatischen Prinzipien erarbeitet wird. Einschlägige Forschungen zu Gebärdensprachen und deren syntaktischer Struktur liegen bislang hauptsächlich für die Amerikanische Gebärdensprache (American Sign Language, ASL; vgl. bspw. Lillo-Martin, 1991; Padden, 1988) und für einige andere Gebärdensprachen, bspw. der Dänischen Gebärdensprache (Engberg-Pedersen, 1993) vor. Im deutschen Sprachraum hat sich insbesondere das Institut für Deutschen Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser in Hamburg mit vielen wichtigen Arbeiten zur Lexikographie der Deutschen Gebärdensprache, zu ihrer Geschichte und zum bilingualen Spracherwerb und bilingualen Unterricht in der Schule befaßt. Mit der Arbeit von Jörg Keller wird ein weiterer wichtiger Schritt in Richtung auf die Erforschung von DGS getan. Der Verfasser hat eine umfassende Kenntnis der syntaktischen Theorien zu Lautsprachen, insbesondere der Prinzipien und Parametertheorie von Chomsky (Chomsky, 1981; 1995; Chomsky/Lasnik, 1995), der Forschungsliteratur zu ASL, aber auch zu anderen Gebärdensprachen, der Semantiktheorie und der als Raumlinguistik zu charakterisierenden Teildisziplin der Linguistik, die sich mit Fragen der Nutzung und Konzeptualisierung des Raums vor allem in Lautsprachen befaßt (vgl. bspw. Vater, 1996). Diese Kenntnisse macht er sich in dieser Arbeit zunutze und schöpft sie in einem Ausmaß aus, das nahezu atemberaubend ist und zu außerordentlichen Ergebnissen führt.

Ein weiteres unschätzbare Verdienst dieser Arbeit von Jörg Keller ist es, einen Datencorpus erhoben zu haben und zu präsentieren, wie wir es aus der Forschung zu Lautsprachen ja bereits kennen, nämlich intuitive Daten, d. h. Akzeptabilitäts- und Grammatikalitätsurteile zu DGS. Daß dies gelungen ist, ist keineswegs trivial. Wir wissen schon aus der linguistischen Literatur zu Lautsprachen, wie ungeheuer aufwendig es ist, intuitive und einigermaßen gesicherte Urteile über die Wohlgeformtheit von Sätzen zu finden. Um wieviele schwerer ist dies für die Gebärdensprache! Das liegt an vielen Faktoren, die noch ganz anders gelagert sind als bei Grammatikalitätsurteilen zur Lautsprache. Es braucht eine gewisse Zeit, um überhaupt Personen, denen ihre Sprache lange Zeit verwehrt war und die es immer noch ist, dazu zu ringen, ihre Sprache quasi vor sich zu bringen und Urteile darüber abzugeben. Fei-

neren und immer wieder intensiv und bohrend gestellte Fragen an dieselben Gebärdensprachbenutzer sind es gewesen, die es dem Verfasser überhaupt erst ermöglicht haben, ein solches Corpus zu gewinnen. Die ungeheuer zynische Behandlung von Gehörlosen durch unsere Gesellschaft hat ihnen ein tiefes Mißtrauen verliehen, und so ist es um so wertvoller, daß sich diese gehörlosen Personen bereit gefunden haben, einem Hörenden Rede und Antwort zu stehen und ihn auf seinem Weg in die Raumnutzung und deren vielfältigen Aspekten zu begleiten.

Die Dissertation ist von einer exorbitanten Komplexität und Differenziertheit der Argumentation mit einem klaren Aufbau; in Kapitel IX wird der Argumentationsgang nachgezeichnet, so daß der Leser noch einmal die vielen Querbezüge rekonstruieren kann, die ihn in die Welt der Raumnutzung in DGS eingeführt haben. Daß selbst die Notationskonventionen, die für die Lautsprache doch einigermaßen Konsens unter den Forschern sind, eine Menge inhaltlicher Fragen in sich bergen, zeigen die beiden Anhangskapitel, insbesondere der Anhang A.

Hier führt der Verfasser exemplarisch vor, daß mit der Notation nicht unerhebliche theoretische und empirische Annahmen, bspw. über den Aspekt, verbunden sind. Anhang C enthält einen phonologischen Teil, nämlich Handformen, und einen Teil über DGS-Klassifikatoren, ein besonders spezifisches Mittel von Gebärdensprachen für die Serialisierung und morphosyntaktische Charakterisierung von Verben und ihren Argumenten.

Kapitel I „Sprache und Raum“ lotet die verschiedenen Tiefen einer Raumlinguistik aus. Raumlinguistik war ursprünglich gar nicht für Gebärdensprachen formuliert worden, sondern beschäftigte sich mit den sprachlichen Mitteln zur Raumnutzung und ihren kognitiven Grundlagen (vgl. z.B. Vater, 1996). Zwei Fragen werden dabei gestellt und einer möglichen Beantwortung zugeführt: „Wie werden räumliche Konzepte sprachlich kodiert, und wie hängt die grammatische Struktur mit der Raumkonzeption zusammen?“ (S. 2) Während aber Raumnutzung für serielle Sprachen, wie es die Lautsprachen sind, ein eher zusätzlicher Forschungsgegenstand ist, ist sie für die Erforschung der Gebärdensprachen nach Auffassung des Autors – und dem kann man natürlich sofort zustimmen – zentral. Bevor überhaupt Strukturvergleiche, etwa in Bezug auf Topikalisierung, für Lautsprachen und Gebärdensprachen angestellt werden können, müssen zunächst einmal fundamentale Fragen geklärt werden, wie etwa solche nach der Etablierung von Referenzorten und pronominalen Bezügen und der Grammatikalisierung des Raums in Gebärdensprachen.

In Bezug auf die Frage der Nutzung und der Grammatikalisierung des Raums gibt es zwei Forschungshypothesen, nämlich die Lokativhypothese,

die eine raumbezogene konzeptuelle Verarbeitung von Sprache annimmt, und die Transitivitätshypothese, gemäß der die sprachliche Kodierung von konzeptuellen Repräsentationen völlig eigenständig ist und Raumvorstellung grammatisch vermittelt wird. Aus beiden Hypothesen ergeben sich ganz unterschiedliche Konsequenzen, wie der Verfasser im folgenden klarmacht. Zunächst einmal läßt sich zwischen realem Raum und virtuellem Raum unterscheiden. Allerdings stimmen die Objekt im virtuellen Raum in vielen heuristischen Parametern mit den realen Objekten überein. Die Beziehung zwischen realen, virtuellen und konzeptuellen Raum wird von dem Autor neu gefaßt: Der virtuelle Raum, der Gebärdenraum und der reale Raum sind im konzeptualisierten Raum, also den konzeptuellen Strukturen, enthalten. Demgemäß müssen auch pronominale Formen in DGS als sprachliche Repräsentationen eines bestimmten Diskursformats angesehen werden, wie sich im folgenden zeigen wird.

Verweise in DGS sind syntaktische Verweise auf Orte, mit denen diskursgrammatisch festgelegte Merkmale verbunden sind. Hier muß auf eine etwas anders geartete Theorie pronominaler Bezüge zurückgegriffen werden, als wir sie aus bspw. der Prinzipien- und Parametertheorie, insbesondere der Bindungstheorie kennen. Der Verfasser verwendet die Diskursrepräsentationstheorie, von Kamp/Reyle (1993), gemäß der Diskursrepräsentationsstrukturen in strukturellen Abhängigkeiten zueinander stehen können, so, daß gezeigt werden kann, daß nach dem Abschluß einer untergeordneten Diskursrepräsentation deren Referenten sprachlich nicht mehr zugänglich sind, in dem Sinne, daß pronominale Bezüge darauf nicht mehr möglich sind.

Generell gilt: Anaphorische Bezüge gelingen in DGS nur, wenn referentielle Ausdrücke vorher verortet worden sind. Für die folgende Diskussion von Bedeutung ist eine Unterscheidung von zwei Mitteln der Raumnutzung, die im ersten Kapitel eingeführt werden: 1. Internalisierung, „das heißt morphologische und phonologische Kodierung einer bestimmten konzeptuellen Raumfunktion (einer einfachen oder komplexen Raum- oder Pfadfunktion) in einem lexikalischen Element, in dem gleichzeitig auch weitere semantische Informationen enthalten sind“ (man sieht das ganz schön an Transitivierungsmorphemen wie ‚be-‘ in ‚treten‘ vs. ‚betreten‘ bspw.); syntaktische Externalisierung einer Funktion, bspw. mit prä- und postpositionalen Elementen oder Partikeln.

In Kapitel II „Methodologische Überlegungen“ werden einige einschlägige Überlegungen zur Begründung einer Sprachtheorie zunächst eher traditioneller Art angestellt, bspw. die Beziehung zwischen Erfahrungsdaten und Spracherwerb (die Unterdeterminiertheit der Daten), die Modalitätsneutralität, die sich aus der universellen Prinzipien und Parametertheorie ergibt, und

die Unterschiede zwischen Pidgin und Kreolisierung. Diese Unterscheidung zwischen Pidgin und Kreolisierung könnte für die Beurteilung der heterogenen Datenlage, die wir gegenwärtig in DGS vorfinden, kritisch sein. Funktionale Kategorien und ihre Projektionen sind immer als Indikator dafür angeführt worden, daß eine Sprache kreolisiert. Selbst unter der Annahme, daß es DGS-Dialekte gibt, scheint die Grammatik dieser Dialekte relativ uniform und ganz unabhängig von der Grammatik der sie umgebenden Lautsprache zu sein. Trotz der kognitiv-linguistisch motivierten Überzeugung, daß Sprachen sich ebenso beschreiben und erklären lassen, wie es aus dem Prinzipien und Parametermodell folgt, ist sich der Verfasser darüber im Klaren, daß die von ihm erhobenen Daten ergänzt werden müssen durch Daten anderer Sprecher aus anderen geographischen Räumen. Aber es gibt in der Tat aus dem Spracherwerb überzeugende und erstaunliche Evidenz für die Unabhängigkeit der Gebärdensprache von Lautsprache oder von Pidgins, also lautsprachbegleitenden Gebärden (LBG).

Das dritte Kapitel „Einige ausgesuchte Aspekte der Grammatik der DGS“ diskutiert die indexikalische Nutzung des Raums, Zuweisungen von Diskursobjekten zu einem Lokus, den Zusammenhang zwischen Pronomen, Lokuszuweisern und Lokusmarkern, Indexformen in DGS und verschiedene Pronomen, sowie die Grundzüge der Diskursrepräsentationstheorie.

Zur Beziehung zwischen Referenten und Pronomen liegen in der gegenwärtigen Gebärdensprachforschung unterschiedliche Hypothesen vor; gemäß der einen soll es anaphorische und deiktische Pronomina geben, gemäß der anderen aber nur deiktische. Jörg Keller argumentiert dafür, daß es in DGS nur anaphorische Pronomina gibt. Hierzu werden zwei Arbeitshypothesen mit bestimmten distributionellen Erwartungen formuliert. Grob gesprochen sagen die Hypothesen, daß nur verortete Diskursobjekte Antezedentien für Pronomina sein können und daß keine deiktischen Merkmale für Person und Genus grammatikalisiert sind, sondern daß alle Pronomen ausschließlich mit Ortsmerkmalen übereinstimmen. Aus diesen Hypothesen folgt unter anderem auch, daß es in DGS keine kataphorischen Pronominalformen geben kann.

Im Gegensatz zur Forschungsliteratur zeigt der Verfasser, daß es in DGS ein außerordentlich komplexes Pronominalsystem gibt, das aber forminvariant ist und nur von einer Handform und einer daraus abgeleiteten Handform Gebrauch macht. Bspw. wird die sonst für Pronomina verwendete G-Hand beim Verweis auf einen abwesenden Referenten zu einer Å-Handform, diese Handform ist aber aus der G-Hand abgeleitet und nur aus motorischen und phonetischen Gründen verändert. Interessant ist das Phänomen der Verschmelzung von Lokuszuweiser mit einem Pronomen. Man kann mit der G-

Handform auf eine andere Person oder einen Lokuszuweiser verweisen. Nun kann es sein, daß ein Lokuszuweiser und ein Pronomen vorhanden sind und diese beiden zu einer neuen Form verschmelzen. Möglicherweise sind es nicht nur phonologische Informationen, die diese Verschmelzung steuern, sondern auch struktursensitive Regularitäten, wie es bspw. Relativsatz-Bildung zeigt.

Im folgenden wird der Frage nachgegangen, wieso in DGS überhaupt zwischen einem Lokuszuweiser DA und einem Personalpronomen INDEX unterschieden wird. Die Distribution bezieht sich auf Serialisierungsbeschränkungen von DA im Vergleich zu INDEX als auch auf die Möglichkeit, koordinierte NPs zu verorten. Für die Personalpronomina, also INDEX, gilt, daß sie nur verwendet werden dürfen, wenn sie zuvor verortet worden sind. Die Verortungen heben Diskursobjekte im Diskurs hervor. Auch Possessivpronomina können wie Personalpronomina mit Lokuszuweisern verschmelzen, allerdings ist die Datenlage hier einigermaßen unklar, insbesondere in Bezug auf deren Position im Satz. In Abschnitt III.4 wird die für die anaphorische Vernetzung relevante Diskursrepräsentationstheorie skizziert. Dieser Einbezug ist völlig neu in der Erforschung der Gebärdensprachen; im folgenden wird klar, wie fruchtbar diese Theorie als ein Modul, das mit grammatischen Modulen interagiert, gemacht werden kann. Mit der Diskursrepräsentationstheorie kann man zeigen, daß bei abgeschlossenen Subebenen des Diskurses auf Segmente in diesem Diskurs nicht mehr pronominal verwiesen werden kann. Dies ist ein außerordentlich interessantes Ergebnis, denn viele Fakten lassen sich damit erstmals elegant erklären, insbesondere läßt sich zeigen, daß die Standardinterpretation – also diejenige, daß auf einen Referenten pronominal verwiesen werden kann, wenn er zuvor mit einem Lokusmarker verortet wurde – ergänzt werden muß um die Annahmen der Diskursrepräsentationstheorie, denn ansonsten können bestimmte Grammatikalitätsverteilungen nicht mehr systematisch erfaßt werden.

In Kapitel IV „Wege der Lokuszuweisung“ werden verschiedene Arten der Verortung von Diskursobjekten diskutiert und mit Daten konfrontiert: die direkte Verortung, die indirekte Verortung, wobei diese beiden Verortungsmöglichkeiten mit dem Merkmal (körpergebunden kreuzklassifizieren und zwar in folgendem Sinne: „Wir können Lokuszuweisung in DGS ... damit folgenderweise beschreiben: Soll ein Diskursobjekt einem Lokus zugewiesen werden, so kann durch Nennung des Diskursobjekts und explizites Deuten auf einen Ort ein Lokusmarker für das Diskursobjekt etabliert werden. Ist die Art der Ausführung der Gebärde nicht lexikalisch für einen Körperkontakt beschränkt, so daß kann das zuweisende Deuten entfallen, wenn der Ausführungsort der Gebärde einen möglichen Ort für einen Lokusmarker bestimmt.“ Wenn diese beiden Verfahren nicht verwendet werden, erfolgt

keine Lokuszuweisung des referentiellen Ausdrucks. Von welcher syntaktischen Kategorie sind Diskursobjekte, die einem Lokus zugewiesen werden können? Gemäß der Annahme von Jörg Keller sind es maximale Projektionen, entweder NP oder DP. Bestimmte Lokuszuweisungen, nämlich doppelte Lokuszuweisungen, sind ausgeschlossen, weil es dadurch zu Merkmalskonflikten, zu fehlender Merkmalsättigung oder Redundanz kommt. Dies steht in Einklang mit Chomskys Überlegungen zu Ökonomiebeschränkungen (Chomsky, 1995). Thematisch gesehen sind Lokusmarker nicht-overt Topiks und nicht-overt syntaktische Adjunkte, während referentielle Ausdrücke, die einem Lokus zugewiesen wurden, syntaktisch overt Adjunkte sind. Damit wird es möglich, diese Element als diskursgrammatische Topiks zu behandeln, für die es jedoch grammatische Beschränkungen gibt. An der Herstellung pronominaler Bezüge sind also zwei Module beteiligt: Satzgrammatik und Diskursgrammatik. In diesem Kapitel klärt sich die Frage, ob pronominale Verweise in DGS anaphorisch und/oder deiktisch sind. Mit der hier angenommenen konzeptuellen Theorie des Raums entfällt dieser Unterschied. Dies wird auch besonders deutlich, wenn Daten aus dem Gebärdenspracherwerb herangezogen werden. Es zeigt sich nämlich, daß Kinder in frühen Phasen des Pronominalerwerbs in Gebärdensprache systematisch dieselben Fehler machen wie Lautsprache erwerbende Kinder (vgl. Petitto, 1987). D. h. in dem Augenblick, in dem klar ist, daß das vorsprachliche Deuten nicht Teil des sprachlichen Systems ist, verschwindet dieses Deuten, und es kommt bspw. zu Fehlern im Ich-Du-System usw. (vgl. Happ/Leuninger, 1997). Lokusmarker können nicht nur unzugänglich sein, sie können auch gelöscht werden, bspw. durch bestimmte Informationen aus dem Weltwissen oder aus semantischen Gründen. Aber, so argumentiert der Verfasser, diese Löschung ist nicht ikonisch im strikten Sinne, sondern resultiert aus dem Zusammenspiel der verschiedenen erwähnten grammatischen und diskursrepräsentationalen Faktoren. DGS unterscheidet sich von anderen Gebärdensprachen, wie bspw. ASL, dadurch, daß Verortung nur mit manuellen Mitteln durchgeführt werden kann, nicht aber mit nicht-manuellen Mitteln.

Während Kapitel IV die einfachen Möglichkeiten der Verortung in DGS ausgeleuchtet hat, geht es in den folgenden Kapiteln um die Untersuchung von Lokuszuweisung bei anderen sprachlichen Einheiten. Kapitel V „Die Transitivitäts- und die Lokativhypothese“ befaßt sich mit prädikativen Elementen. In den uns vertrauten grammatischen Ansätzen, also insbesondere in der Bindungs- und Rektionstheorie, nimmt man die Unabhängigkeit der morphologischen und syntaktischen Komponente von der semantischen Komponente an. Nun liegt die Annahme nahe, daß eine Sprache, die dreidimensional ist – also insbesondere die Topologie des realen oder virtuellen

Raums mit ihren genuinen Mitteln ausnutzen kann – „raumzentrierter organisiert sein könnte, als dies gewöhnlich in Lautsprachen der Fall zu sein scheint.“ Daher wird man direkt auf die Lokativhypothese gestoßen, gemäß der Sprachverarbeitung nichts anderes als Verarbeitung von konzeptualisierten Raumbeziehungen ist. Aus der Lokativhypothese könnte folgen, daß in Gebärdensprachen weniger von zwischen konzeptuellen und seriellen Strukturen vermittelnden morphosyntaktischen Prozessen Gebrauch gemacht wird. Damit gelangte man aber bspw. zu einer ganz anderen Charakterisierung von Kongruenzverben. Man würde keinen Unterschied mehr machen zwischen Kongruenzverben und Nicht-Kongruenzverben, sondern sie einheitlich mit Orten oder mit einer Pfadbeschreibung charakterisieren. Die typischen Verbklassen, nämlich einfache, kongruierende und räumliche Verben, wären dann nur noch hinsichtlich ihrer internen semantischen Komplexität voneinander zu unterscheiden. Aus einer solchen Analyse würde natürlich folgen, daß Kongruenzverben und Bewegungsverben in ihrer Lokuszuweisung vergleichbar sind. Das wird im nächsten Kapitel diskutiert. In diesem Kapitel werden allerdings noch einige Überlegungen, insbesondere zu Klassifikation, Inkorporation und Flexion angestellt. In der Forschungsliteratur gibt es eine gewisse Unsicherheit bezüglich dieser Begriffe. Klassifikation darf aber nicht mit morphologischer Inkorporation verwechselt werden. Auch muß hier klar darauf hingewiesen werden, daß – wie Baker (1988) gezeigt hat – morpho-syntaktische Inkorporation sich auf die Konstituentenstruktur bezieht (vgl. Glück/Pfau, 1997). Syntaktische Inkorporation wird nur verwendet für Verb-Nomen Verbindungen, die syntaktischen Bedingungen unterliegt. Auch Klassifikation wird feiner aufgefächert, neben anderen auch nach Nomen- bzw. Verbklassifikation. Freie Klassifikatoren von Nomen ähneln Klassifikatoren, wie wir sie aus Indianersprachen kennen. Es gibt aber auch morphologisch gebundene Klassifikatoren, die als Lexikalisierungen betrachtet werden können. Verbklassifikation sieht etwas anders aus als Nomenklassifikation, wo man meistens Formklassifikatoren findet, während man bei Verbklassifikatoren Handhabungsgrößen oder Art des Objekts klassifiziert. Im folgenden zeigt ein Vergleich zwischen der eigentlich für Lautsprachen entwickelten raumlinguistischen Kategorisierung von Vater (1996) und der gebärdensprachlichen Kategorisierung nur ein Unterschied in der morphophonologischen Kodierung besteht, möglicherweise mit mehr Bedeutungstransparenz und mehr Internalisierung, nicht aber in Bezug auf die Mächtigkeit der Abbildung von konzeptuellen Relationen.

Es stellt sich die Frage, welche sprachliche Einheiten neben den Verweiseinheiten überhaupt Lokus zuweisen können. In Kapitel VI „Lokuszuweisung mit Verben“ wird dieser Frage in Zusammenhang mit Verben nachgegangen.

Für ASL ist bspw. gezeigt worden (Padden, 1988), daß Raumverben die Fähigkeit zur Lokuszuweisung haben, denn es kann ja zu einer Lokusverschiebung kommen. Der Autor zeigt, daß dieses Verfahren in einem systematischen Bezug zu den anderen Verfahren steht. Daran schließt sich die Frage an, ob Raumverben nicht nur Orte verschieben können, sondern ob auch auf diese verschobenen Orte referentiell Bezug genommen werden kann. Bei topologisch nahe zueinander stehenden Eigenorten von Objekten gelingt es manchmal nicht, die Objekt pronominal auseinanderzuhalten, obwohl die Raumverben die Möglichkeit haben, Diskursobjekte zu verorten. Raumprädikate in DGS, so Jörg Keller, können einen Lokus zuweisen und folglich auch verschieben. Werden solche Strukturen semantisch berechnet, dann „entledigen lokusverschiebende Prädikate die ggf. lokusmarkierten Diskursreferenten an einem Lokusmarker ihrer bisherigen referentiellen Merkmale und verbinden sie mit anderen räumlichen Merkmale bzw. assoziieren unverortete referentielle Merkmale von Diskursreferenten mit Raummerkmalen, um ihre eigenen, internalisierten Orts- und Pfadfunktionen zu sättigen.“ Die Variation in den Ausführungsorten pronominaler Gebärden läßt sich unterschiedlich erklären, bspw. mit der unerwartet hohen Fehlertoleranz von Sprachverarbeitungsprozessen. Im folgenden werden einige relevante Fragen dazu diskutiert, etwa lexikalische Eigenschaften von Verben, die sowohl zur Einführung als auch zur Löschung von Lokusmarkern führen können, worauf der Verfasser schon im IV. Kapitel hingewiesen hat. Aber auch in diesem Fall greift wieder die Diskursrepräsentationstheorie, nämlich genau dann, wenn man sich nicht auf die Bedeutung bestimmter Verben beziehen kann, wie bspw. VERSCHWINDEN. Syntaktisch schlägt sich die Idee, daß Merkmale bzw. Diskursreferenten in untergeordneten Diskursrepräsentationen nicht mehr zugänglich sind, in einer Kongruenzverletzung nieder, weil das Pronomen seine Ortsmerkmale an seinem Ausführungsort nicht mehr sättigen kann: auch hier wieder eine enge modulare Interaktion zwischen unseren beiden Teiltheorien. Die Reichweite dieses Ansatzes, der in verschiedenen Kapiteln der Arbeit an unterschiedlichen Datenklassen diskutiert wird, zeigt sich im folgenden noch an weiteren Phänomenen. Eine besondere Herausforderung für diesen Ansatz sind sog. Kongruenzverben. Die Lösung dieses Problems ist einigermaßen schwierig, wie die Diskussion um die beiden Verben FRAGEN und KÜSSEN zeigt: Wie wenig Ansätze tragen, die immer noch oder wieder von Ikonizität der Gebärdensprachen ausgehen, zeigt die Diskussion um die Abbildung von Diskursobjekten in unterschiedlichen Numerusformen. Wäre Kongruenz ikonisch, so könnte es bspw. nicht die gleichförmige in einer Höhe sich befindliche Bewegung über Objekte hinweg geben, sondern es müßte eine Auf- und Ab-Bewegung vorkommen.

Kapitel VII „Lokuszuweisung mit freien Adpositionen“ enthält eine Vielzahl von empirischen Überlegungen, die für die Gebärdensprachforschung vollständig neu sind. Generell läßt sich sagen, daß hier das erste Mal formal überzeugend zwischen lautsprachbegleitenden Gebärden und DGS unterschieden werden kann, und zwar für eine Klasse von Elementen, die wir in der Lautsprache als Präpositionen bezeichnen würden, wie ‚in‘, ‚für‘, ‚mit‘, ‚auf‘ usw. Jörg Keller zeigt aber, daß man zu ganz anderen Erklärungen kommt, wenn man Lokuszuweisung als zentrale Eigenschaft von DGS betrachtet. Das Element IN, das als Postposition drei Satzfunktionen haben kann, eine prädikative, eine adverbiale und eine attributive, ist demgemäß ein relationaler Lokuszuweiser und mit anderen relationalen Lokuszuweisern völlig vergleichbar. Besonders interessant in diesem Kapitel ist die Analyse von MIT, FÜR und die AUF- und die PERSON-Relation. In DGS gibt es keine wortwörtliche Übersetzung von ‚Das ist für mich‘ sondern ist die vermeintliche Präposition ‚für‘ ist ein mit der F-Handform gebärdetes postpositionales, an das Verb klitisierendes Element, das Benefaktiv ausdrückt. Wie andere postpositionale Elemente kann es prädikativ, adverbial oder attributiv verwendet werden. Ein besonders interessantes Element in DGS sind die AUF- und PERSON-Relationen, die verwendet werden bei solchen Sätzen wie ‚Ich habe jemanden angeschrien‘ ICH ANSCHREIEN AUF<sub>INDEX</sub>, die immer obligatorisch postverbal stehen. Es wird anhand von empirischen Daten gezeigt, daß dieses AUF ein komplexes Pronomen ist, nicht aber ein Indikator für einen Objekt-Kasus oder für eine bestimmte thematische Struktur, sondern offenkundig abhängig von einer bestimmten Verbklassenbildung. Diese Verbklasse läßt sich gegenwärtig aber noch nicht genau eingrenzen. Zwar haben alle Gehörlosen eine ganz sichere Intuition, wann AUF-INDEX verwendet wird, aber es ist sehr schwierig, eine Gemeinsamkeit der Verben zu finden, mit denen dieses AUF gebraucht wird.

Neben dem ganzen System pronominaler Verweise, das bisher diskutiert wurde, kennt DGS auch eine weitere Klasse von Lokusmarkern, die der Verfasser konventionalisierte Lokusmarker nennt; das ist auch der Titel des Kapitels VIII. Auch dies ist ein ganz neuer Aspekt, der in der Erforschung der Gebärdensprache bislang keine Rolle gespielt hat. Dazu gehört etwa GEGEN, aber auch der Abwesenheitsraum, der durch die Å-Hand realisiert wird, eine Klassenbildung, die ganz interessant ist und zu einem neuen Verständnis von Raumsyntax führt.

Zeitrelationen werden in der Gebärdensprachforschung intensiv diskutiert. Viele Forscher denken, daß es eine Zeitachse gibt, die von vorne bis über die Schulter reicht und in dieser Reihenfolge Zukunft bis Vergangenheit ausdrücken soll. Es gibt allerdings auch andere Gebärdensprachen, die eine

differenziertere Zeitachse oder eine ganz andere Zeitachse haben, was wieder dafür spricht, daß wir es mit konzeptuellen Strukturen zu tun haben. Zeitinformationen werden ausschließlich morphologisch frei gebildet, es gibt keine Zeitflexion an Verben. Die verschiedenen Zeitorde und ihre Beziehung zueinander ist eine Frage von Operatorbildung und Skopus. Zeitoperatoren stehen nahezu immer an erster Stelle und gehen demnach allen Verortungen voraus. Anhand von BIS wird der Zusammenhang von Zeit und Raum erläutert. BIS ist keine Präposition in Analogie zu unserer Lautsprache, sondern es ist ein „Containerbegriff für räumliche oder zeitliche Strecken“. Auch hier gilt, daß man ohne Lokusmarker und die Analyse des virtuellen und tatsächlichen Raums mithilfe von grammatiktheoretischen und diskursgrammatischen Konzepten nicht auskommt.

Die von Jörg Keller vorgelegte Dissertationsarbeit ist von beeindruckender wissenschaftlicher Qualität, großer Originalität und Intelligenz. Nahezu alle Fragen, die der Verfasser angeschnitten und einem Lösungsweg zugeführt hat, sind in der Gebärdensprachforschung entweder so noch nicht oder überhaupt noch nicht diskutiert worden. Der Verfasser hat an keiner Stelle der Betrachtung der Deutschen Gebärdensprache sich auf mittlerweile als gültig geltende Unterscheidungen blind vertraut, sondern wirklich versucht, eine uniforme, gleichzeitig aber auch modulare Erklärung der raumsyntaktischen Verhältnisse in der Deutschen Gebärdensprache zu versuchen. Sie ist eine Bereicherung unserer Kenntnis über DGS, auch in Bezug auf das erhobene Datencorpus von Grammatikalitätsurteilen. Sie ist gleichermaßen eine Herausforderung für zukünftige Forschungen.

Helen Leuninger

Frankfurt, im November 1997

**Literatur**

- Chomsky, N. (1981), *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht
- Chomsky, N. (1995), A minimalist program for linguistic theory.  
In: N. Chomsky, (1995), *The Minimalist Program*. Cambridge (Mass.),  
S. 167-218
- Chomsky, N./Lasnik, H. (1995), The Theory of Principles and Parameters.  
In: N. Chomsky, (1995), *The Minimalist Program*. Cambridge  
(Mass.), S. 13-128
- Engberg-Pedersen, E. (1993), *Space in Danish Sign Language*. Hamburg
- Glück, S./Pfau, R. (1997), Morphologie und Morphosyntax. *Frankfurter Lin-  
guistische Forschungen* 20, S. 30-48
- Happ, D./Leuninger, H. (1997), Gebärdenspracherwerb trotz Input. *Frank-  
furter Linguistische Forschungen* 20, S. 83-96
- Lillo-Martin, D. (1991), *Universal grammar and American Sign Language:  
Setting the null argument parameters*. Dordrecht
- Petitto, L. A. (1987), On the autonomy of language and gesture: Evidence  
from the acquisition of personal pronouns in American Sign Lan-  
guage. *Cognition* 27, S. 1-52
- Padden, C. A. (1988), *Interaction of morphology and syntax in American Sign  
Language*. New York
- Vater, H. (1996), *Einführung in die Raumlinguistik*. Köln